

Manfred Schmid

GEBT DEM AFFEN ZUCKER
oder
NICHTS IST HEILIG

Manfred Schmid

GEBT DEM AFFEN ZUCKER

oder

NICHTS IST HEILIG

Ein Schauspieler erinnert sich

Aufgezeichnet
mit Hilfe von Renate Wagner

Inhaltsverzeichnis

I Ein Kind erlebt den Krieg 9

Wie es begann 10 · Woher komme ich? 10 · Meine Mutter 11
Der Vater 13 · Der Onkel Frey 15 · Alltag Krieg 18
Als „Flüchtlinge“ am Land 18 · Die Russen kommen 21
Nächste Station: Tirol 22 · Wo sind die Nazis geblieben? 23
Der noble böhmische Koch 24 · Weiter auf der Flucht – jetzt in
die Steiermark 24 · Die großen Fußmärsche 27

II. Heranwachsen in den fünfziger Jahren 29

Auf dem Weg nach Wien 30 · Daheim in der englischen Zone 30
Im Gymnasium 33 · Ich wäre gerne Dramatiker geworden 38
Es war die Zeit des Kinos ... 40 · Papa und der Film 43
Papa, der Sammler 45 · „Österreich ist frei“ 47
Sehnsucht nach „Anderswo“ 49

III Das Reinhardt-Seminar 51

Schauspieler aus Zufall 52 · Manfred genügt 53
Wie berühmt sie alle geworden sind 55 · Hans Jaray 58
„Mein Rollenfach ist Giulietta Masina!“ 62
Kein „Lampenfieber“ für mich 64

IV. Chorherr in Klosterneuburg – und das gleich zweimal ... 67

„Der geht ohnehin ins Kloster!“ 68 · Klosterneuburg zum Ersten 68
Zurück ins Kloster – Klosterneuburg zum Zweiten 72
Es war ein gutes Leben im Kloster 75 · Die Geschichte des Chorherrn
Roman Karl Scholz 77

V Inge – Mein bunter Vogel 81

Als Wöchtl macht man keine Karriere 83 · Trennungen aller Arten 84
Zwischenspiele – und Vaterschaft 85 · Ohne Inge geht es nicht 88
Gleich mehrere Hochzeitsfeste 89 · Unterwegs, zum Beispiel Tibet 90
Auf der Bühne ein „Traumpaar“ 92

VI Schauspieler sein – zum Ersten: Durch die Theater 95

- Das Theater der Jugend 96 · Damals, in den vielen Kellern 99
Kurzfristig eines von „Stellas Kindern“ 100
Nestroy und ich – eine unerfüllte Liebe 103 · Ein Abstecher ins Burgtheater 106 · Das Theater im Palais im Erzherzog Karl 108
In den großen Schuhen von Theo Lingen ... 111
Immer auf Trab – die Welt der Tournéeen 113 · Johannes Heesters 113
O.W.Fischer 115 · Liselotte Pulver – und Brigitte 117
Rudolf Platte 121 · Hannelore Schroth 122 · Freddy Quinn 126
Topsy Küppers 128 · Ein Abstecher zu Dieter Haspel 128
In Hans Gratzers Welt 130
Bei Conny Hannes Meyers „Komödianten“ 141
Auf die „Pawlatschen“: Jura Soyfer Theater – und Mechthild 146
Was machen Schauspieler im Sommer – zum Ersten 153
Die Kleine Komödie zum Ersten 165
Bonn: Von Arnold & Bach zu Arthur Schnitzler 167
Die Kleine Komödie zum zweiten 169
Was machen Schauspieler im Sommer – zum Zweiten 177
Zerstörte Hoffnung Josefstadt 183
Letzte Herausforderung: Der ewige Jude 186

VII Schauspieler sein – zum Zweiten: Vor den Kameras 189

- Die interessanten Aufgaben 190 · Der Marsch durch die Serien 192
Die internationalen Produktionen 194 · „Ja, aber auf den Punkt“ 197

VIII Schauspieler sein – zum Dritten: Und überhaupt ... 199

- Das Jüdische in mir 200 · Meine liebsten jüdischen Witze 205

IX Was noch zu sagen ist 207

- Wie ich lebe und lese 208 · Und heute 211

Anhang 213

- Nachwort von Renate Wagner 213
Chronik 215 · Personenregister 239

*Der
Endzweck der Welt
ist ein Buch*

Stephane Mallarme



Im April 2020 bin ich 80 Jahre alt geworden – ein
unglaubliches Alter, vor allem für den, den es trifft.

Aber jedenfalls ein Markstein, der die Idee
der Rückschau in sich birgt.

Mein Leben war mannigfaltig, und ich stelle mir die Frage,
wie ich mit mir umgehen soll – ich war ein Kind des Krieges,
Schauspieler, Mönch, wieder Schauspieler, wieder Mönch,
wieder Schauspieler – bleibt man das nicht ein Leben lang?

Soll ich, Schauspieler sind Kritiken gewohnt,
eine Kritik über mich schreiben? Eigentlich möchte ich nur
über mein Leben erzählen, wie es gewesen ist,
ohne Wertung.

Eine Erinnerung an vieles, das, wie ich glaube,
erinnernswert ist.

I

Ein Kind erlebt den Krieg



Wie es begann

Meine Eltern hatten 1939 geheiratet. Sie hatten einander gewissermaßen durch eine Annonce kennen gelernt, allerdings auf Umwegen. Mein Vater begleitete einen Freund zu seinem Rendezvous, meine Mutter ihre Freundin. So lernten sie sich kennen. Ob das „originale“ Paar sich gefunden hat, weiß ich nicht.

Als meine Eltern mich auf den Weg brachten – ich sollte ihr einziges Kind bleiben –, waren die Zeiten zwar schwer, aber es herrschte noch Frieden. Als ich an dem so komisch anmutenden Datum, dem 4.4.40, (also dem 4. April 1940) auf die Welt kam, war schon Krieg.

Woher komme ich?

Ich besitze eine flexible Großmutter mütterlicherseits, sie stammte nämlich aus Lemberg. Sofort glühen die Lämpchen auf: Eine Großmutter aus Lemberg! Das ist doch eindeutig etwas Besonderes. Lemberg war einst der Mittelpunkt eines Universums. Mit einer Besonderheit: Katholisch-Orthodox. Das gab es sonst nirgends. Orthodoxe Katholiken mit dem Papst als Oberhaupt. Und außerdem lebten dort in Monarchie-Zeiten 130.000 Juden... So eine Großmutter war vielseitig verwendbar; zur galizischen Volksgruppe der Ruthenen gehörig aber mit dem jüdischen Adelstitel „von Lemberg“ versehen. Immerhin die viertgrößte Stadt der Österreichisch-Ungarischen Monarchie

.Ob da in meinem Vorfahren-Mix vielleicht ein Quentchen Jüdisches dabei war? Jüdisches, das in meinem Leben eine so besondere, prägende Rolle spielen sollte? Doch davon später. Geheiratet hat diese Großmutter übrigens einen Schuster aus Böhmen...

Leider habe ich diese Lemberger Großmutter nicht gekannt, sie ist bald nach meiner Geburt gestorben. Ihr Witwer, mein böhmischer Opa, hat nochmals geheiratet, und seine Frau war dann meine „Oma“. Opa hatte ein Schustergeschäft in der Sterngasse. Wir blieben zeitlebens in liebendem Kontakt.

Meine Mutter

Meine Mutter hieß Maria Jiracek und wollte lieber Margit genannt werden, um der in Wien fast unvermeidlichen „Mizzi“ zu entkommen, Die hätte auch gar nicht zu ihr gepasst. Meine Mutter war 1906 in Olmütz geboren worden. Sie und mein Vater waren noch Kinder der ausgehenden Habsburger Monarchie.

Die beiden hatten nicht kirchlich heiraten können, weil meine Mutter davor schon verheiratet gewesen war. Das gestand sie mir allerdings erst im hohen Alter. Meine Tante, Vaters sehr katholische Schwester, hat ihr das sehr übel genommen.

Sie war eine sehr schöne Frau, die viel aus sich machte, mit immer lackierten Nägeln, Lippenstift, Rouge ... Sie erzählte gerne, dass sie in ihrer Jugend einen Schönheitswettbewerb im Krapfenwaldl gewonnen hatte. Zeitlebens war sie eine begeisterte Canasta-Spielerin, die ihre Kartenrunden im Café Eiles in der Josefstadt und im Café Wunderer in Hietzing pflegte. Das Eiles gibt es noch, das Wunderer, einst ein prachtvolles Jugendstil-Interieur, ist in eine Welt von McDonald's und Disco über gegangen. Das ist so tragisch wie es die Kartenrunden meiner Mutter waren, die mit der Zeit ausdünnten, weil die Damen alle wegstarben. Für ihre letzten Jahre ist



Meine schöne Mutter und ich

meine Mutter von ihrer Wohnung in der Diesterweggasse in Penzing in die Altersresidenz der Caritas Socialis in Kalksburg übersiedelt.

Wunderbar eitel war sie auch noch im Alter, selbst wenn sie etwas zu viel Rouge erwischte ... Als ihre Haare in ihren späten Jahren dünner wurden, trug sie Perücke. Geraucht hat sie immer, bis zuletzt – die Lungentuberkulose, die sie bekam, als ich 16 war, hielt sie auch nicht davon ab. Sie musste damals fast ein Jahr in der Lungenheilanstalt Alland verbringen, und ich setzte mich jeden Samstag in den Bus und habe sie besucht.

Im übrigen war sie unglaublich gesund, ich erinnere mich nicht, dass sie je auch nur eine Grippe gehabt hatte. Sie ist 2006 in ihrem hundertsten Lebensjahr verstorben, und ich bewahre ihr und auch ihrer Küche ein treues Andenken: Sie war eine sehr gute Köchin, ihr Apfelstrudel war berühmt bei allen, die ihn einmal genossen haben.

Aber zurück in die Zeit, als für mich alles begann. Meine Mutter war bis 1938 im jüdischen Korbwarenbetrieb Schwarz im 2. Bezirk beschäftigt. Herr Schwarz emigrierte nach dem März 1938 in aller Eile nach Palästina. Frau Architekt Schmid führte die Geschäfte für ihren Chef gewissenhaft bis zur unvermeidlichen Arisierung. Arbeiter und Angestellte waren längst schon bereit, sich ein Stück vom Kuchen zu holen, und antisemitische Parolen schwirrten herum. Mama sorgte für die immer pünktliche Bezahlung und beachtete die doppelten Feiertage (die staatlichen und die jüdischen). Auf die Dauer vergebens.

Sie selbst musste immer ihr Arbeitsbuch bei sich haben, das auch bewies, dass sie „arisch“ war. Trotzdem: Auf der Straße flüsterten die Leute: „Schaut’s da ist eine“, weil sie nach nationalsozialistischem Verständnis „jüdisch“ aussah ... Meine Mutter grüßte auch beharrlich mit „Grüß Gott“ und verweigerte den Hitler-Gruß. Sie wurde zwar deswegen ermahnt, es hatte aber keine weiteren Folgen. Ich danke es meiner Mutter, dass sie dafür gesorgt hat, dass das Verständnis für das Judentum bei uns tief verankert war und die Pestilenz des Nationalsozialismus sich bei uns nie einnisten konnte.

1947 stand Herr Schwarz vor der Tür. Er war zurück nach Wien gekommen, allerdings nicht auf die Dauer. Mir, dem Siebenjährigen, versprach er ein Modellflugzeug aus Palästina. Ich habe es nie bekommen. Der Schlag hat ihn auf der Rückreise getroffen.

Der Vater

Mein Vater Anton Schmid, Jahrgang 1904, war Architekt, wie schon sein Vater vor ihm, der am Bau des Dianabads beteiligt gewesen war. Dieser Opa, der hieß auch Anton Schmid, hatte in Mährisch-Ostrau gearbeitet, als mein Vater dann dort geboren wurde. Diesen anderen Opa habe ich auch sehr geliebt, er hat sich – obwohl er zuerst in der Steiermark, dann mit seiner zweiten Frau (der „Schmidin“, wie sie genannt wurde) in Eisenstadt lebte – sehr um mich gekümmert und mir allerlei Dinge gebastelt. Allerdings gab es Spannungen in der Familie, denn er war schließlich von der Oma geschieden. Und, weil man sich Familie eben nicht aussuchen kann, hatte er noch eine Tochter, meine Tante Erna, die ich – man kann so etwas auch ehrlich sagen – absolut verabscheute. Es muss auf Gegenseitigkeit beruht haben, denn noch in ihrem „Glückwunsch“-Brief zu meinem 50. Geburtstag schrieb sie mir, dass eigentlich nichts aus mir geworden sei ... Sie ist später mit ihrer ganzen Familie in die USA ausgewandert. Ich habe es nicht bedauert.

Mein Vater wuchs in Graz auf, und er war überaus geschickt in allem, was er tat. Früh verdiente er sich Geld als Ballboy, wenn andere Leute Tennis spielten. Sein frühes Interesse für Waffen konnte er im Grazer Zeughaus ausleben, und sein frühes Talent fürs Zeichnen wurde davon inspiriert. Waffen hat er sein Leben lang gesammelt, ich habe nach seinem Tod Säbel, Speere, eine Hellebarde und einen Sauspieß vorgefunden ...

Politisch war er, sagen wir, flexibel: In der Jugend bei den „Roten“, bekam er sogar die Goldene Gewerkschaftsnadel, und nach dem Krieg trat er dem BSA, dem Bund Sozialistischer Akademiker, bei. Dazwischen war er illegaler Nazi gewesen, später im Dienst des

Regimes, ohne sich je zu exponieren. Von Beruf war er Architekt und an vielen Bauprojekten in Wien beteiligt, auch für die ÖVP (flexibel, wie gesagt).

Nach dem Krieg machte er eine Zusatzprüfung als beeideter Ziviltechniker, aber die Arbeit für den Film hat ihm in seinem Leben wohl den meisten Spaß gemacht. In der Zwischenkriegszeit gab es in Wien eine rege Filmindustrie, und Anton Schmid sorgte in den Rosenhügel-Studios für viele Dekorationen. Im Krieg hatte er „Glück“, wenn man es so nennen kann. Er war bei der Organisation Todt beschäftigt, der Nazi-Bautruppe, und wurde für diverse kriegswichtige Bauprojekte eingesetzt, unter anderem rund um Flughäfen: Deshalb musste er als „unabkömmlich“ nicht einrücken. Gegen Kriegsende war er mit seiner Familie – meiner Mutter, mir und seiner Mutter unterwegs, von Niederösterreich nach Tirol, von dort in die Steiermark, bis er nach Kriegsende wieder in Wien in seinem

Beruf Fuß fassen konnte.

Architekt Anton Schmid bewältigt später seine Kriegserlebnisse (das Schlimmste offenbar: bei Glatteis den Nussberg besteigen um eine dort stationierte Flakeinheit zu leiten) auf seine Art: Er malt in Feldbach ein Bild .Eine sitzende grünliche Leiche, aus der Eingeweide in einem kleinen Wägelchen auf Schienen herausfahren. Das Aquarell ist nicht mit nach Wien gekommen, sondern wurde an Ort und Stelle entsorgt.



Mein Vater, Architekt Anton Schmid

Apropos Aquarelle; Papa war seit frühester Jugend ein begeisterter Kunstsammler und verbürgter Kenner für die Kunst der Handzeichnung und des Aquarells: Das sammelte er fanatisch, Druckgraphik interessierte ihn nicht. Er besaß schon vor dem Krieg – mit einem offenbar untrüglichen Auge für echte Kunst – 35 Schiele- und Kokoschka-Aquarelle. Nachdem er die „Entartete Kunst“-Ausstellung der Nazis besucht hatte, war ihm klar, dass er die Bilder niemandem zeigen könnte – es war auf einmal ein gefährlicher Besitz geworden. Die Galerie Würthle hat die 35 Aquarelle für 15 Reichsmark pro Aquarell übernommen. Kein Stück ist jemals wieder aufgetaucht. Nach dem Krieg begann mein Vater seine Sammlertätigkeit erneut. Da gab es dann den Fall einer Klimt-Zeichnung ... aber davon später.

Zu erzählen ist noch, dass mein Vater zwar schreckliche Tobsuchtsanfälle bekommen konnte, aber nie die Hand gegen mich erhob. Dennoch hatte er mich fest „im Griff“. Religion war für ihn nur architektonisch, im Sinn von Kirchenbauten, interessant. Er war auch ein fanatischer Nichtraucher – und meine schon erwähnte, von mir nicht geliebte Tante hat mich mit Wonne bei ihm vertratscht, wenn sie mich beim Rauchen erwischte ...

Beruflich hat er in den fünfziger Jahren mit seinem Kollegen Viktor Mittag jenen Josef-Cudlin-Hof in der Wattmannsgasse 13 mitgebaut, in dem wir nach dem Krieg dann wohnten. Und für sich selbst baute er in Artstetten jenes Haus Am Walde 3, in dem ich heute noch lebe. Es ist wunderschön in den Hang geschmiegt, mit Blick auf das Städtchen und das Schloß des Thronfolgers Franz Ferdinand. Es wurde 1984, zu seinem 80. Geburtstag, fertig, 1990 ist mein Vater dann 86jährig gestorben.

Der Onkel Frey

Zu unserer Familie gehörte auch noch der „Onkel Frey“ (den Vornamen „Alfred“ benützten wir nicht). Onkel Frey, mein Tauf- und Firmpate, war der beste Freund meines Vaters, Betreiber einer Spe-

dition. Und betucht: Bewohner einer Villa in der Schönbrunner Allee.

Ein Weihnachtsfest der besonderen Art gab es 1948. Zum ersten Mal esse ich einen Hummer. Ein schwieriges Unterfangen ohne genaue Kenntnis der Krustentier-Anatomie. Ich darf auch an einem Glas Champagner nippen.. Es folgt die Bescherung. Ich bekomme ein Riesenstofftier. Anschließend die Bescherung für den Hund, denn Onkel Frey ist ein großer Tierfreund.

Er hat einen sehr hässlichen Rauhaar-Dackel: Für ihn gibt es Knackwürste am Christbaum und einen riesigen Stofftier. Nach Erhalt desselben folgt ein Begattungsversuch quer durch das Zimmer. Es stinkt plötzlich furchtbar .Der Hund lässt bei der Begattungsjagd einen Furz nach dem anderen. Das sofort beordnete Dienstmädchen folgt dem Hund mit einem Parfumflakon mit Zerstäuber. Auf das Gummibällchen drückend versprüht sie hinter dem Hund Parfum.

Im Vorzimmer der Villa befindet sich ein Katzenkörbchen mit dem schwarzem Kater Murl, der schwer behindert den Zweiten Weltkrieg überlebt hat. Der Tierarzt kommt täglich zur Massage und für gelegentliche Schmerzspritze. Für die Tiere des Hauses stand jeden Tag ein Teller abgebrühtes Kalbfleisch und ein Ziegel Leberkäs bereit. (Die Ernährungslage Wiens war damals noch sehr bescheiden.)

Die Gartenbäume waren mit Speckschwarten für die Vögel behängt. Ein in der Nähe gemietetes Grundstück war für eine heimatlose Ziege bestimmt. Der Chauffeur des Onkels fuhr mit dem Chevrolet zur Fütterung dorthin.

Ein Höhepunkt im Verhältnis von Onkel Frey zu Tieren: Er war auch Präsident des damals erfolgreichen Fußballklubs „Wacker“. Einmal sogar ÖFB Präsident. Der Club „Wacker“ schenkte ihm ein kleines Äffchen.

Ich komme zu Besuch. Onkel Frey hat Grippe, er liegt im Bett. Ich gehe ins Schlafzimmer. Der Affe sitzt auf seinem Kopf und pinkelt. Ein Strahl ergießt sich über das Gesicht des Onkels. Er trägt es mit Fassung. Let it be.

Wenn jemand dem Fußball so eng verbunden ist, darf auch das Patenkind ein Fußballspiel besuchen. Bei mir blieb es ein einmaliges Erlebnis und hat meine tiefe innere Ablehnung dieser Sportart begründet.

In der Folge wurden die Karten Handelsware. Eine Stadion-Eintrittskarte war vor Einführung des Fernsehens Goldes wert. Meine Beziehung zu Onkel Frey verschaffte mir Eintrittskarten für das Spiel Österreich-Ungarn. Mein Briefmarkenhändler erweist sich als Fußball-Fan. Meine Briefmarkensammlung vergrößert sich enorm!

Onkel Frey war Mitglied der katholischen Kolpingfamilie für Jugendliche in der Ausbildung. Später Mitglied der NSDAP. Auch bei der SA war er dabei. Nach dem Krieg konnte er seine Speditionsfirma wieder aktivieren. Ein neuer Geschäftszweig kommt dazu: Das Monopol für den Rohfilm-Import (Kodak zum Beispiel).

Mein Vater teilt mir in der Nähe seines Todes ein gut gehütetes Geheimnis mit. Alfred Frey war der uneheliche Sohn eines jüdischen Barons. Nach dem „Anschluss“ eilt er in seinen Geburtsort und besticht den Pfarrer, die Geburtseintragung zu entfernen. Onkel Frey, bereits vor 1938 illegaler Nazi, bekommt nach dem März 38 „Arisiertes“ bevorzugt zugestellt. (Teppiche, Porzellan, Gemälde). Immerhin ist er anständig genug, alles nach drei Tagen wieder zurück zu bringen.

Bei der Flucht aus Wien war Onkel Frey eine unschätzbare Hilfe. Spedition bedeutet: Lastwagen. Mit diesem Lastwagen fahren sein 17jähriger unehelicher Sohn, den er von der noch aktiven Waffen-SS losgeeist hat, seine Ehefrau, die Tante Hansi, und wir, Vater, Mutter und Sohn Schmid samt Großmutter, auf unserer Flucht aus Wien nach Asperhofen in der Nähe der Grenze zu Oberösterreich.

Asperhofen kannte ich bereits von einem früheren, unvergesslichen Besuch. Onkel Frey hatte dort eine Jagd gepachtet. Ich sagte es schon: Er war ein betuchter Mann. Und in der Geschichte des österreichischen Fußballsports als Präsident von SC Wacker Wien und Erfinder des Europapokals der Pokalsieger ein Name, den Sportfreunde noch kennen.

Alltag Krieg

Wir leben in meiner Kindheit in dem Haus, in dem ich geboren bin, Rummelhartgasse Ecke Alserstraße, gegenüber dem alten AKH. Unser Haus, ein Neubau, war nach dem „Anschluss“ gebaut. Schon mit Luftschutzkeller, aus Beton, unter der Erde. Ein echtes Nazi-Haus, der Blockwart sieht immer um die Ecke.

Der Geruch des Luftschutzkellers. Fliegeralarm bei gelegentlichen Besuchen im „Gau Wien“. Im Radio Weckerticken, Kuckucksruf und die Durchsage: „Feindliche Bomberverbände nähern sich dem Raum Wien von Süden.“ Luftschutzsirenen. Ich bin drei Jahre alt.

Meine Mutter nimmt mich an der Hand und packt mit der anderen Hand einen kleinen Koffer, der im Vorzimmer bereit steht. Wir laufen in den Luftschutzkeller, wir haben es ja nicht weit. Eigentlich waren Luftschutzkeller in Wohnhäusern gefährlich, denn bei einem Volltreffer könnte man oft nicht mehr ins Freie. Der Hausmeister ist Luftschutzwart, und ein Mieter im Haus ist „Blockwart“, also derjenige, der aufpasst, was gesagt wird, und gegebenenfalls denunziert.

Ich erinnere mich. Einmal besuchen wir meinen Opa im 3. Bezirk. Plötzlich Luftschutzsirenen. Bis heute erzeugt dieser Ton Gänsehaut bei mir. Wir eilen zum einzig sicheren Ort, dem Betonbunker mit den vier Flaktürmen im Arenbergpark.

Als wir nach dem Angriff schließlich den Arenberg-Bunker verlassen haben und in die Juchgasse kommen, sehen wir, dass auf einer Straßenhälfte alle Häuser halbiert sind. Man blickt in die Wohnungen wie in ein Puppenhaus. An den heil gebliebenen Wänden hängen Bilder; Tische und Stühle stehen auf dem halben Fußboden.

Voller Staunen und Neugierde aber ohne Angst starre ich kleiner Junge auf die zerbombten Häuser...

Als „Flüchtlinge“ am Land

Schon 1943 schickte mein Vater aus Angst vor Luftangriffen meine Mutter und mich aufs Land nach Niederleis.

Ortsbestimmung; Niederleis, nördliches Niederösterreich, Weinviertel, es gibt auch noch Oberleis, Herrenleis. Die Leiser Berge. Ein großes Schloß. Ein Plateau mit einem nördlich des Limes gelegenen römischen Kastell – heute ausgegraben und samt Aussichtsturm zu besichtigen.

In Niederleis werden wir im Pfarrhof untergebracht. Obwohl es in Wien noch vergleichsweise ruhig war, sorgte Vater vor. Immerhin wusste er seine Familie solcherart in Sicherheit – und konnte daheim ungehindert seinen amourösen Abenteuern nachgehen ...

Denn mit der ehelichen Treue hielt er es nicht so sehr. Er hatte immer wieder Freundinnen und regte später bei meiner Mutter an, man könnte doch eine Ehe zu dritt führen und auch gemeinsam verreisen. Sie hat dankend abgelehnt.

Zurück nach Niederleis in den Pfarrhof. Es ist ein großes Anwesen mit Wein- und Obstkeller, einem Getreidespeicher, Stallungen für Kleintiere, einem Blumen- und Gemüsegarten. Im Untergeschoss gibt es eine große Küche, eine Vorratskammer und eine Waschküche, wo meine Mutter auch mich wäscht. Gegenüber der Küche befindet sich die Pfarrkanzlei und dahinter das Zimmer des aus Ostpreußen stammenden Kaplans. Wir hatten ein schönes, großes und geräumiges Zimmer mit Blick auf die Gärten und die Kirche. Daneben war ein Festsaal. In jedem Stockwerk gab es auch einen Abort.

Ich, der kleine Junge, mag die Pfarrersköchin besonders gern. Gelegentlich bekomme ich von ihr ein Stück Speck oder ein paar Kirschen. Mutter und Pfarrersköchin ergötzen sich an meinen Aussprüchen: „Bist Du alt oder jung?“ oder „Schau nicht in den Spiegel, ich sage Dir, ob Du schön bist!“

Auch den aus Ostpreußen stammenden Kaplan liebe ich, er ist ein lustiger junger Mann, der mich auf einem von ihm eigens für mich montierten Körbchen auf dem Fahrrad durch die Gegend kutschiert. Vor dem Fenster steht mein Dreirad mit blauem Sitz, mit dem ich durch den Pfarrhof rase.

Dieser Kaplan ist übrigens auch bedauernswert, denn der Traum seines Lebens bestand darin, Missionar zu werden. Er war bei den



Ein Ort der Kindheit: Niederleis mit seinem Schloss

Steyler Missionaren ausführlich ausgebildet worden, auch in den praktischen Dingen, die in der Dritten Welt erforderlich sein könnten. Nur, dass er diese Dritte Welt nie sah – der Krieg kam und man schickte ihn in die Pfarre von Niederleis. Die Bauern wendeten sich weit weniger in seelsorgerischen, als mit handwerklichen Fragen an ihn ...

Eines Tages, es ist schon das Jahr 1945, höre ich ein immer lauter werdendes Geräusch und steige auf den Sitz des Dreirades, um aus dem Fenster hinausschauen zu können. Zwei Jagdflieger jagen um den Kirchturm. Dachziegel fliegen durch die Luft. Für mich, den noch nicht Fünfjährigen, ist es ein spannendes Schauspiel! Immer wieder sehen und hören wir Hunderte alliierte Bomber über uns hinwegrasen. Aus Angst vor einem Treffer stellen wir uns alle unter den breiten Türstock des Pfarrhauseingangs. Der Kaplan geht immer wieder ins Freie und beobachtet mit dem Fernglas die Bomber und erzählt uns, was er gesehen hat. Er sagt, es sind die Bomber, die nach der Bombardierung von Wien zu ihren Stützpunkten zurück kehren. Wir hören ein permanentes unheimliches Brummen, ein Geräusch, das ich bis heute nicht vergessen habe.